

Die Neue Welt

Nr. 49

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Aus Zeit und Einsamkeit.

Von Ludwig Lesfen.

Nur Deine Hände laß' mich pressen —
Und leise träumen vor mich hin! . . .
Vielleicht . . . vielleicht kann ich vergessen,
Wie ich so müd' und elend bin!
Ich bin bei Dir! — Des Abends Schatten
Schleicht schwarz durch's Fenster, — und der Wind
Zerrt von dem Baum die letzten matten
Herbstblätter, die geblieben sind! . . .

Mit Dir allein! . . . und Nacht! und Träumen! . . .
Wie lang ist's her, — und doch wie schön! . . .
Der Morgenthau tropft von den Bäumen, —
Das glänzt und glitzert, wo wir gehn! . . .
Schon ist des Kufuks Ruf erklingen, —
Weiß prangt des Schlehdorns Blüthenkleid! . . .
Mein Arm um Deinen Hals geschlungen,
Und rings die Waldeseinsamkeit! . . .

Mit Dir allein! . . . Wir wandeln wieder
Den Weg, der vor dem Thore liegt.
Ein Frösteln geht durch Deine Glieder,
Eng hältst Du Dich an mich geschmiegt!

Um uns die Nacht . . . vom Städtchen spielen
Die Lichter her so geisterhaft . . .
Und unter wogenden Gefühlen
Sprichst Du von Deiner Mutterschaft! . . .

Die Lampe brennt . . . Ein Berg von Flocken
Thürmt sich vor'm Fenster, weiß und groß! . . .
Ein Stübchen eng, doch warm und trocken,
Und unser Kind auf Deinem Schooß! —
Ein Tisch . . . ein Stuhl . . . so herzlich wenig,
Daß jeder Hoffnungstraum zerrinnt! . . .
Und doch so reich wie mancher König:
Zwei Menschen, die mein eigen sind! —

Durch's Gitterfenster meiner Zelle
Bricht grau der Tag . . . Ich bin allein! —
Die Sorge kauert auf der Schwelle
Und von den Wänden grinst die Pein! . . .
Und alle Träume sind verschwunden,
Und alle Hoffnungen verschneit! . . .
Das Wort versagt! . . . Die Hand gebunden! . . .
Allein in Zeit und Einsamkeit! —

Der Teufelsfinger.

Novelle von Wladimir Korotenko. Deutsch von W. Thal.

Als ich den Fluß erreichte, sank der Abend
hernieder. Eine frische Brise strich über
das breite Wasser, das sich nach allen Richtungen
hin kräufelte, während starke Wellen an das steile
Ufer schlugen.

Kaum hatte der Fährmann die Glocken unseres
Gespannes vernommen, da lief er auch schon zu
seiner Fähre und wartete auf uns. Bald war die
Telega* hinaufgesetzt, und wir stießen ab. Nach
und nach verschwand das Ufer, es entfloß gleichsam,
von den trüben Wellen, die daran schlugen, entführt.

Mit uns fuhren noch zwei andere Wagen über
den Fluß. In dem einen befand sich ein Mann
von bereits vorgeschicktem Alter, von starkem und
energischem Neuhären, den man seiner Kleidung und
seinen Manieren nach für einen Dorfkrämer halten

konnte. Die drei jungen Leute, die der andere
Wagen trug, schienen eher Städter zu sein.

Der Krämer, der seinen Rucktragen hochgeklappt
hatte, um den Wind zu vermeiden, blieb unbeweglich
sitzend und schenkte seinen Reisegefährten nicht die
geringste Aufmerksamkeit. Die Anderen zeigten sich
dagegen lebhaft, lustig und mittheilbar. Der Eine
von ihnen, welcher einäugig und dessen einer Nasen-
flügel aufgerissen war, sang und begleitete sich dazu
auf einer Harmonika; er sang ein seltsames Lied,
dessen eintönige Melodie mir schließlich Unbehagen
verursachte. Zeitweise riß ihm der Wind ein Stück
der Melodie sozusagen von den Lippen und zerrte
sie wie ein Echo über das Wasser. Der Zweite hielt
in der einen Hand eine Flasche und in der anderen
ein Glas und stieß mit meinem Kutscher an. Was
den Dritten anbetraf, einen kräftigen Burschen mit
schönem, ausdrucksvollem Gesicht, so lag er auf dem
Rücken ausgestreckt auf der Bank seiner Kibitka,
hatte die Arme unter den Nacken geschoben und
betrachtete mit schwermüthigen Blicken die Wolken,
die sich am Himmel ballten.

Seit zwei Tagen begegnete ich unaufhörlich diesen
vier Personen. Auf dieser Reise nach dem Hauptort
des Bezirkes, wohin mich ein dringendes Geschäft
rief, treffe ich den Krämer in seinem zweirädrigen
Wagen und die jungen Leute in ihrer Kibitka auf
jeder Station, wenn sie nicht schon vorher ein-
getroffen sind und mich erwarten. Und jetzt finde
ich sie wieder auf dieser Fähre.

Neugierig frage ich meinen Kutscher, wer die
Leute sind.

„Das ist Kosjuscha und die Seinen,“ murmelte
er. Ich frage weiter, denn ich habe nie von diesem
Kosjuscha etwas gehört, doch der Mann flüstert
eine immer undeutlichere Antwort. Augenscheinlich
hatte er Furcht, sie könnten ihn hören.

Ich zuckte die Achseln und richtete meine Blicke wieder
auf die Strömung. Ueber den dunklen Bogen flattern
Schaaren großer weißer Vögel, Möven ähnlich, mit
unruhigem Flügelschlag und wildem Geträchz. Häufig
stößt einer von ihnen ins Wasser, taucht Kopf und
Hals hinein, um dann wieder, einen Fisch im Schnabel,
zu seinem Schwarm zurückzukehren.

* Telega, Kutsche.

„Raubvögel!“ ruft mein Kutscher, auf sie deutend. Als dann die Föhre am anderen Ufer angerannt ist, stößt er die Telega auf die Landstraße und fährt, sich augenscheinlich behaglicher fühlend, fort:

„Auch diese Leute sind Raubvögel, sie haben weder Dach noch Fach. Es blieb ihnen zwar noch ein Stückchen Erde, doch das haben sie in diesem Sommer verkauft, und jetzt irren sie wie die Wölfe auf den Landstraßen umher.“

„Wohl um die Reisenden auszuplündern?“

„Jawohl, sie lassen im Handumdrehen Kasten und Koffer verschwinden, das ist für sie ein Spiel; es kommt sogar vor, daß sie dem Kutscher die Pferde wegstehlen. Du brauchst nur einzuschlafen, und es ist geschehen. Ein Kutscher hat auch, als er seine Troika vertreiben wollte, Kosjuscha den einen Nasenflügel ausgerissen. Das ist ein wahrer Barbare. Er hat jetzt nur noch einen Kameraden. Erst kürzlich hat man ihm den Vorlegten von seiner Bande niedergeworfen und hat sich sogar noch einen Spaß mit ihm gemacht. Denke Dir, zuerst hat man ihm die Hände Finger für Finger gebrochen, dann hat man ihn mit glühenden Eisen gebrannt und schließlich an einen Pfahl geschlagen und seine Knochen den Hunden zum Fraße gegeben.“

„Du scheinst ihn ja zu kennen, denn Du trinkst ja mit ihm.“

„Ja, ich biete ihnen sogar von Zeit zu Zeit selbst Buttk an. Wie sollte ich sie denn nicht fürchten? Das ist sicher kein Zufall, daß Kosjuscha hier herumstreicht. Er muß wohl eine Spur verfolgen; vielleicht will er den Krämer ausplündern. . . Aber nein, der steckt vielleicht mit ihnen unter einer Decke. . . Und dann hat Kosjuscha auch noch einen anderen Kerl bei sich, den ich noch nie bei ihm gesehen habe.“

„Wohl der, der eben ausgestreckt in der Sibitka lag?“

„Ach nein, das ist ein Alter, Gijan mit Namen, ein verwegener Bursche.“

Dann wechselte er plötzlich den Ton und sagte: „Höre, Herr, nimm Dich in Acht, gewiß hat man es auf Dich abgesehen.“

„Weißt Du denn, wer ich bin?“

Er zögerte und fuhr dann fort: „Nein, ich weiß es nicht. Ich habe gehört, ein Vertrauensmann der Rudinoffs würde hier durchkommen; doch das geht mich nichts an.“

Ich war also erkannt. Ich hatte eben für die Großklausente Gebrüder Rudinoff einen Prozeß gewonnen, den dieselben gegen den Fiskus angestrengt hatten. Meine Klienten waren in diesem ganzen Distrikt von Westsibirien sehr angesehen, und die Geschichte hatte Aufsehen erregt. Nachdem ich die sehr bedeutende Summe erhoben, die der gewinnende Theil ausgezahlt erhalten, sollte ich einen großen Theil davon in der Stadt N. zum Ausgleich von Wechseln bezahlen. Die Post geht in diesem verlorenen Erdwinkel nicht oft, und das einzige Mittel, das Geld zur richtigen Zeit an seinen Bestimmungsort kommen zu lassen, bestand darin, es selbst hinzubringen. Ich fuhr daher Tag und Nacht und benutzte jeden Weg, um schneller vorwärts zu kommen. Ich war keineswegs erfreut, als ich erfuhr, meine Reise wäre derart öffentlich bekannt, daß eine ganze Schaar dieser „Raubvögel“ genannten Banditen mir auf der Spur war. Ich wandte den Kopf, um einen Blick auf die hinter mir liegende Landstraße zu werfen. In der Dämmerung erblickte ich in ziemlicher Entfernung die Sibitka der drei jungen Leute, denen der zweirädrige Wagen des Krämers folgte.

II.

Auf der Poststation, die ich Abends erreichte, fehlten die Pferde. Der Posthalter, ein gutmüthiger, dicker, alter Mann, den ich in Folge meiner häufigen Reisen schließlich lieb gewonnen hatte, wollte mich überreden, dort zu übernachten.

„Patjuscha Iwan Semenitsch, hören Sie meinen Rath,“ sagte er, „reisen Sie nicht bei Nacht, der Teufel hole die Geschäfte; ist unser Leben nicht mehr werth, als das Geld eines Anderen? Auf hundert Meilen in der Runde bespricht Jedermann den Prozeß und macht sich Gedanken hinsichtlich der von Ihnen

erhobenen Summe. Die Raubvögel sind wach geworden, bleiben Sie also über Nacht hier.“

„Ihr Rath ist gut, und ich möchte ihn befolgen, doch ich kann nicht; ich muß wirklich ohne den geringsten Aufenthalt weiterfahren. Suchen Sie daher, mir von Privatleuten Pferde zu verschaffen.“

„Sie sind eigensinnig, aber wenigstens will ich Ihnen einen tüchtigen Kutscher mitgeben, auf den Sie sich verlassen können. Ich hoffe, daß Sie durch ihn den Flecken B. heil und sicher erreichen werden. Auf jeden Fall warten Sie dort, bis es Tag wird, denn Sie haben dann die Schlucht des „Teufelsfingers“ zu passiren, eine äußerst gefährliche Gegend, die von jeder menschlichen Wohnung fern liegt und in der eine recht verdächtige Gesellschaft haust. Hören Sie mich wohl, lassen Sie es Tag werden, bevor Sie B. verlassen.“

Eine halbe Stunde später fuhr ich in einer Sibitka wieder von dannen. Die Pferde, ein schönes kräftiges Gespann, sprengten im Galopp dahin, und der Kutscher, der durch das Versprechen eines guten Trinkgelbes angefeuert war, fuhr so vorzüglich, daß wir den fraglichen Flecken bald erreichten.

„Wo wirst Du mich denn absetzen?“

„Bei einem meiner Freunde.“

Wir fuhren an mehreren halbzerfallenen Strohhütten vorbei und hielten an der Thür einer Isba, die recht einladend aussah. Ein Ruschik in weißem Wada kam heraus, trat auf den Wagen zu, erhob seine Laterne zur Höhe meines Gesichts und sagte in ruhigem Tone:

„Ach, Du bist, Iwan Semenitsch. Eben sind Leute vorbeigekommen, die mir gesagt haben: der Vertrauensmann der Rudinoffs kommt hinter uns, besorge ihm Pferde, Großväterchen.“

„Was geht Euch das an? habe ich geantwortet, wißt Ihr denn, ob er hier nicht schlafen wird?“

„Was waren das für Leute?“ fragte mein Kutscher.

„Was weiß ich; wie's mich dünkt, waren es einige Raubvögel. . . Du schläfst doch hier, nicht wahr, Herr?“

„Nein, ich will nur Pferde haben und zwar so schnell wie möglich.“

Ich bemühte mich, recht grob zu sprechen, aber im Grunde genommen fing ich auch schon an, mich zu ängstigen.

Der Alte schwieg zuerst, dann fuhr er fort: „Auf jeden Fall tritt ins Haus, es ist hier nicht besonders warm auf der Straße.“

Als wir dann in der Isba saßen, meinte er, sich hinter dem Ohr kratzend: „Die Sache ist nämlich die, ich bin in Verlegenheit, denn ich habe meine Pferde nicht. Mein Sohn ist mit ihnen fortgefahren, um Waaren zur Stadt zu bringen und wird vor Tagesanbruch nicht zurück sein. Du siehst, Du kannst nichts weiter thun, als die Nacht unter meinem Dache zuzubringen.“

Dieser Aufenthalt ärgerte mich sehr. Indessen brach die Nacht herein, die Dunkelheit war dichter geworden, und nach und nach sank ein Nebel herab, wie man ihn nur in Sibirien in den Herbstnächten zu sehen bekommt. Wenn man die Augen erhob, konnte man kaum unterscheiden, wie die schweren Dämpfe langsam aufstiegen, doch um mich herum konnte ich einen Menschen nicht auf zwei Schritte bemerken. Dazu fiel ein feiner Staubregen und das Laub der Bäume bewegte sich mit eintönigem Geräusch.

Da ich also auf der Stelle nicht weiterfahren konnte, so sagte ich zu dem Manne: „Dann besorge mir bei irgend einem Nachbarn Pferde.“

„Herr, es ist unter solchen Umständen und bei einer solchen Nacht fast eine Sünde, so zu eilen, Du versuchst den lieben Gott.“

Traurig hielt der Alte mit meinem Kutscher Rath, und endlich, nachdem sie noch weiter in mich gedrungen waren, stritten sie sich längere Zeit herum, wer von den Dorfbewohnern wohl die Pferde liefern konnte, dann verließ der Kutscher die Isba.

Ich saß am Ofen und blieb in träumerisches Nachdenken versunken. Die Unruhe, die eilige, kalte Nacht, das Rauschen des Waldes, diese Gegend und diese Leute, die ich nicht kannte, regten mich auf;

doch die Mattigkeit überwältigte mich, dazu kam, daß ich seit drei Tagen nicht geschlafen hatte, und so fing ich an, auf meinem Stuhle einzuschlummern.

Ein Glockenklingeln entriß mich plötzlich meiner Mattigkeit. Eine Troika war angelangt und erwartete mich vor der Thür. Ich nahm meinen Koffer und verließ die Isba. Der Nebel hatte sich halb zerstreut, der Wind hatte sich erhoben und trieb mit größter Schnelligkeit dunkle Wolken auf uns zu, aus denen nur noch vereinzelte Regentropfen fielen. Der Wald rauschte, und dieses Geräusch klang mir wie eine eintönige Melodie.

Da der Wirth mich mit der Laterne in der Hand begleitete, so konnte ich einen Blick auf meinen neuen Kutscher werfen. Es war ein athletisch gebauter Bursche, mit mürrischem, aber ruhigem Gesicht, und seine Physiognomie trug jenen eigenthümlichen Ausdruck, wie ihn nur eine langgehegte Idee und ein grübelndes Nachdenken einem Gesicht verleihen können. Der Blick war gerade und düster, und ich hatte Lust, ihn fortzuschicken, um die Nacht in der hellen und warmen Isba zuzubringen; doch diese Empfindung dauerte nur eine Sekunde. Ich befahl meinen Revolver in der Tasche und setzte mich in den Wagen, während der Koloz sich ohne Zögern auf den Boden schwang.

„Höre, Todtschläger,“ empfahl ihm der Greis, „gieb wohl acht und paß scharf auf.“

„Ich weiß, ich weiß,“ brummte der Andere; dann fuhren wir ab.

Aus den an der Landstraße stehenden wenigen Strohhütten flümmerten einige Lichter auf, die wie Funken auf dem düstern Grunde des Waldes zitterten, um sich sofort im Dunkel zu verlieren. Dann ließen wir das letzte Licht weit hinter uns zurück und sahen um uns nichts weiter, als den undurchdringlichen Wald.

Es kam der Augenblick, wo uns nur noch fünf Werst von der berüchtigten Schlucht trennten. Wie es bei jeder Nervenüberreizung vorkommt, kam mir mit einem Schlage meine seltsame Lage zum Bewußtsein, und ich konnte die Situation klar ins Auge fassen. Diese wilden Raubvögelgesichter, besonders das des Einäugigen mit dem abgerissenen Nasenflügel, dieser angebliche Krämer, der sie begleitete und sie nicht zu kennen schien, diese hartnäckige Verfolgung. . . Sie haben meine Ankunft dem Alten mitgetheilt, sie werden mich überholt haben, während ich mit meinem Freunde, dem Posthalter plauderte, und erwarten mich nun in der Schlucht des „Teufelsfingers“; ein Kind könnte sich darin nicht täuschen. Doch welche Rolle dabei mein schweigsamer Kutscher spielen würde, das war für mich noch ein beängstigendes Räthsel.

Nach und nach wurde der Horizont heller, und wir näherten uns einem Höhenzug; die Landstraße zieht sich um einen Strom herum, während auf der anderen Seite eine Mauer entsteht, die uns scharf wie eine hohe Klippe einschließt. Uns gegenüber schien uns eine schwarze Masse aufzufordern, umzulehren, das war der „Teufelsfinger“.

Der Weg verengte sich und machte eine plötzliche Biegung, um in die Berge zu führen. Auf der rechten Seite bildet der Felsen fast eine vollkommene Wölbung, links brüllt unsichtbar der Strom. Ein unterirdischer Tunnel, dessen eine Seite in den Abgrund gerollt ist, umgiebt uns. Die Pferde gehen im Schritt, sie schlagen häufig mit den Eisen auf die Erde und ihre Glocken erwecken das Echo, das mich erzittern läßt.

Plötzlich schweigen die Glocken, das Gespann bleibt mit gespitzten Ohren und heftig zitternd stehen. Ich erhebe mich, und den Revolver in der Hand, werfe ich einen schnellen Blick auf die Umgebung. Einige Schritte vor uns bewegen sich die hohen Gräser zur Rechten und Linken der Landstraße.

Der Kutscher hat die Thiere zur rechten Zeit zurückgerissen, der Ueberfall von der Seite aus war vermieden worden, doch hatte sich unsere Situation dadurch kaum gebessert.

Der Koloz richtete sich auf seinem Boche auf, übergab mir die Zügel und sagte: „Halte sie fest, aber schieße nicht.“

Er sprach ruhig und mit einer solchen Sicher-

heit, daß es mir garnicht in den Sinn kam, ihm nicht zu gehorchen, und noch weniger, ihm zu mißtrauen. Er sprang zur Erde und ging vor den Pferden her, die ihrem Herrn langsam folgten. Als wir in der Gegend angelangt waren, von wo der Ueberfall eben statt finden sollte, blieb der Kutscher und auch das Gespann stehen. Ein Geräusch von zertretenen Blättern und zerknickten Zweigen ward hörbar, das sich nach dem Berge zu zu entfernen schien.

„Es sind noch Welche zurückgeblieben,“ sagte der Todtschläger zu mir, „da, sieh hin.“

Eine hohe Gestalt hat sich aus dem Dunkel erhoben und flieht hinter uns vorbei, während auf derselben Seite nach vorn sich ein Anderer entfernt.

Der Kutscher lehnte, immer noch ruhig, zu seinen Pferden zurück, und war gerade damit beschäftigt, das Geschirr zu ordnen, als unter dem Felsen ein Licht aufleuchtete und ein Knall ertönte, den das Echo lange Zeit wiederholte. Darauf lief wieder Einer dem Walde zu.

Der Koloss stürzte wie ein wüthend gewordenes Thier dem Felsen zu, doch gleich darauf blieb er stehen, bezwang sich und schrie: „Höre, Kos uschka, jetzt ist's genug des Scherzes, wenn Du mir nur eins meiner Pferde streiffst, dann hüte Dich; Du weißt, ich würde Dich fassen, und wenn Du hundert Werst liefeßt . . . Hüte Dich wohl, Feuer zu geben, Herr,“ fügte er hinzu, sich in strengem Tone zu mir wendend.

Eine Stimme, die aus dem Dunkel des Felsens zu kommen schien, erwiderte auf diese Worte: „Nimm Dich auch in Acht, Todtschläger, Du kümmerst Dich um Sachen, die Dich nichts angehen.“

„Drohe mir nur nicht, Du großer Held,“ versetzte der Kutscher; „wenn Du auch jetzt zu den Raubvögeln gehörst, ich fürchte Dich doch nicht.“

Mit diesen Worten stieg er wieder auf seinen Bod, und wenige Minuten später lag der Teufelsinger hinter uns, während die Pferde auf der wieder breit gewordenen Landstraße im Galopp dahinsprengten.

III.

In tiefem Schweigen durchfahren wir vier Werst; ich überlegte mir genau, was eben geschehen war, und mein Gefährte schien sich vollständig seinen Pferden zu widmen. Schließlich begann ich wieder zu sprechen und sagte: „Dank, mein Freund, was wäre ohne Dich wohl geschehen? Von ganzem Herzen Dank!“

„Keine Ursache,“ brummte er.

„Wie, keine Ursache? Muß man bei diesen Raubvögeln nicht auf Alles gefaßt sein?“

„O gewiß, ich kenne Kosuschka. Siebt es denn überhaupt einen Hund, der diesen Barbaren nicht kennt? Auch Den, der den Krämer spielt, habe ich schon mehrmals gesehen. Der zuerst entflohen ist, war Gijan; doch der als Dritter fortließ, den habe ich noch nicht bemerkt.“

„Sage mir aber, wie kommt es, daß Du ihnen eine so große Furcht einjaagst?“

„Das kommt daher, weil ich einmal einen der Ihrigen getödtet habe.“

Er hielt die Troika an, drehte sich auf seinem Bode um und sagte: „Sieh hin, dort war es, gerade unter dem „Teufelsfinger“, wo ich einen Mann erschlagen habe.“

Seine Stimme zitterte, aber vielleicht täuschte ich mich auch, ebenso, als ich beim schwachen Lichte der Morgenröthe in seinen Augen eine furchtbare Angst zu lesen glaubte.

Der Wagen hatte den Gipfel eines Hügel erreicht. Hinter uns zeichnete sich die phantastische Masse der Berge auf dem blassen Horizont des Ostens ab. Wir beobachteten das Schauspiel einen Augenblick. Es war mir, als hörte ich im Winde das Laub der Bäume rauschen, während unter der Wölbung der Strom sein eintöniges Lied sang.

Die Pferde, die von der Morgenfrische angeschelt wurden, schnoben heftig, und ein stärkerer Hauch drang aus ihren Nüstern. Der Kutscher wandte ihnen plötzlich seine Aufmerksamkeit zu, erhob sich halb und feuerte sie mit einer raschen Bemerkung an. Sie sprengten in rauchendem Galopp dahin und

schienen von einem unerklärlichen Entsetzen vorwärts getrieben zu werden. Der Kutscher, der sich ein wenig vorgebeugt hatte, bewegte seine rechte Hand, und die Pferde, die die Bewegung mehr fühlten, wie sie sie sahen, rasen, die Ohren spitzend, dahin. Die Erde flog sozusagen wie ein Schwindel an uns vorbei, Bäume, Felsen und Gestrüpp stürzten uns entgegen, um fast sogleich hinter uns, wie fortgemäht, zu versinken.

Im Thale wurde die Landstraße wieder eben und die Pferde gingen ruhiger.

„Sachte, meine Täubchen,“ sagte der Kutscher, „sachte jetzt . . . Du hast doch wenigstens keine Furcht gehabt,“ fuhr er fort, sich zu mir wendend. „Siehst Du, das Pferd ist nur ein Thier, aber es versteht trotzdem vielerlei. In diesen Gegenden wittert es das Verbrechen, und Niemand wäre fähig, es im Zaum zu halten. . . . Ach Herr, wenn Du wüßtest, was ich auf dem Herzen habe!“

„Sage es mir, dann werde ich es wissen.“

Er blieb einen Augenblick in tiefe Träumerei versinken und fuhr dann fort: „Weinmagen, es ist schon lange her, sehr lange. Vielleicht ist es nicht einmal so sehr lange, aber es sind so viel Sachen seitdem passiert, ohne die sich mein Leben ganz anders gestaltet hätte. Die Menschen, besonders die, die befehlen, haben mir viel Böses gethan. Außerdem hat sich der liebe Gott noch darein gemischt, indem er mir an demselben Tage meine junge Frau und unser Kind raubte. Ich habe keine Verwandten, keine Eltern, keinen Freund. Der Pope hatte mir für das Doppelbegräbniß meine letzte Kopeke genommen. Da fing ich an, nachzudenken. Ich überlegte und überlegte und wankte in meinem Glauben. Dann schwand der Glaube, und nichts kam, um ihn zu erregen. Ich wußte nicht viel und verließ mich auch nicht auf meine Vernunft. Meine Angst war so groß, daß ich manchmal nicht mehr auf der Welt bleiben wollte. Meine Hütte und das geringe Geräth, das sie enthielt, Alles habe ich im Stich gelassen. Ich habe meinen Mantel genommen und meine Stiefel, habe mir im Walde einen Stock geschnitten und bin davongegangen. Wohin? Nirgend und überall. Hier half ich einem Tagelöhner, anderswo gebrauchte man mich zum Fahren, etwas weiter nahm ich wieder an einer Ernte Theil. Auf der einen Stelle blieb ich einen Tag, auf der nächsten eine Woche und auf der anderen wieder einen Monat. Und ich sah, wie die Menschen leben, wie sie zu Gott beten, wie sie glauben, wie Jeder seine Last trägt, obwohl sie sie nicht Alle verdient haben, ganz ebenso, wie es in einer Schaar von Zuchthäusern wenigstens einen Unschuldigen giebt. Dadurch, daß ich gerade diese letzte Betrachtung bei jedem Zuge Berurtheiler, die ich zu Gesicht bekam, anstellte, fragte ich mich, warum ich mich nicht auch unter den unschuldig Verurtheilten befände. Das wäre vielleicht das wahre Leben.“

Ich stellte mich auf einer Polizeiwache als Landstreicher vor und man brachte mich ins Gefängniß. Nun wohl, auch dort habe ich keine Ruhe gefunden. Du bist wohl nie im Gefängniß gewesen und kannst Dir auch wohl keine Idee davon machen, was es eigentlich ist. Man vergeht dort, ohne etwas zu thun, ohne Nutzen für sich oder für die Anderen. Wenn man dort eingesperrt ist, so irrt man schläfrig von einer Ecke zur anderen und überlegt die schlimmen Streiche, die man nach der Freilassung vollführen will. Wenn man das Gefängniß verläßt, ist man zu Allem fähig, nur nicht an Gott zu denken.

Als ich mit Verzweiflung bemerkte, daß meine Dummheit mich wieder einmal auf einen falschen Weg gewiesen hatte, nannte ich meinen Namen und meine Eigenschaften und erklärte, was mich eigentlich hergeführt. Ich bildete mir ein, man würde mich so'ort freilassen. Doch es wurde eine Untersuchung eingeleitet und nun folgten Verhöre, Formalitäten, Beratungen.

„Wie,“ sagte man, „er hat es gewagt, sich unter solchen Umständen als Verbrecher aufzuspielen? Hat er die Weisheit der Justiz damit nicht aufs Größlichste verlegt? Das Gesetzbuch hat den Fall nicht vorgesehen, doch man muß suchen, ob nicht ein ähnliches Vergehen schon einmal vorgekommen

ist. Wir wollen Iwan Iwanowitsch und Pawel Pawlowitsch befragen; was weiß ich!“

Eines Tages erzählten sich die Gefangenen: „Wißt Ihr schon, der Einarmige wird in Ketten gelegt werden!“

Mich ließ das sehr gleichgültig; jeden Tag kommen welche hinzu und jeden Tag scheiden welche aus. Was kam es da auf einen Einarmigen oder einen Einäugigen mehr oder weniger an?

Am Abend führte uns eine Eskorte den betreffenden Mann zu. Ich ging mit auf den Hof hinaus, nicht so sehr aus Neugier, als halb mechanisch, weil es die Anderen thaten. Nun sah ich einen kleinen, mageren, gebeugten Greis vorüberkommen, mit langem weißen Bart. Der Mann zitterte heftig und seine Beine hielten ihn kaum aufrecht. Der eine Arm hing leblos hernieder. Ein Herr, den er einmal angegriffen hatte — theilte mir mein Nachbar mit —, hatte ihm mit einer Stugel die Hand zerschmettert. Ich wunderte mich, daß für diesen halbtodten Menschen fünf Soldaten mit aufgefingtem Bajonnet übrig waren. Das Herz schürte sich mir zusammen, ein tiefes Mitleid bemächtigte sich meiner und die Thränen stürzten mir aus den Augen. Man schleppt ihn in die Kanzlei und bringt Handfesseln und Kugeln herbei. Der Unglückliche nimmt sie, segnet sie mit einem eisernen Kreuz, das an seinem Halse hängt, und legt sie sich selbst um die Fußstüchel; dann macht er das Zeichen des Kreuzes über die Handfesseln, hebt mit seiner gesunden Hand die todte hoch, um dem Schließer die beiden Gelenke hinzuhalten und murmelt: „Herr, habe Mitleid mit meiner Neue.“

Von dieser Minute an war ich von ihm wie behert; nachher habe ich erst gesehen, was für ein böser Dämon, für ein Versucher er war; aber er verstand sich darauf, den Heiligen zu spielen, und noch heute, wenn ich mich an die vielen Kreuzeszeichen erinnere, die er über die Ketten machte, kann ich nicht glauben, daß er in jenem Augenblick nicht ein ganz anderer Mensch war.

Und ich war nicht der Einzige, den er bezaubert hatte. Jedermann betrachtete ihn schweigend. Die noch einen Augenblick vorher gelacht hatten, verhielten sich jetzt ruhig und die Anderen bekreuzigten sich heimlich.

Ich vermuthete, es wäre ein Illuminat, wie es damals viele gab, und dachte lange Zeit an ihn. Mit Niemandem hatte ich Freundschaft geschlossen und seit dem Eintritt des Greises in das Gefängniß waren die Unterhaltungen meiner Gefährten für mich nichts mehr als leeres Fliegengesumm.

Eines Morgens konnte ich dank der Freundlichkeit meiner Wärter mich bis zu seiner Zelle schleichen. Ich blickte durch das Fenster, das sich in seiner Thür befand; er ging hin und her, schleppte seine Ketten auf den Dielen nach und sprach mit lauter Stimme zu sich selbst.

Ich öffnete die Thür, er hörte es und kam auf mich zu,

(Schluß folgt.)

Proletarier unter den Pflanzen.

Eine Betrachtung von G. K.

Göttin Flora, die unermüßlich Schaffende, läßt sich nie ganz besiegen. Muß sie auch im Winter dulden, daß das Leben in Knospe und Samentorn scheinbar aufhört, so wirkt sie dennoch fort unter Schnee und Eis und treibt draußen die Pilze, Flechten und Moose zur Blüthe und Frucht.

Dieser im Verborgenen blühenden, wenn man will blüthenlosen Pflanzen — Kryptogamen — wollen wir hier gedenken. Man vergleiche sie einmal mit den blühenden Pflanzen, den Phanerogamen, und man wird sofort dem Gesetz der Natur hinsichtlich der gleichartigen Vertheilung der „dunklen und der heiteren Loose“ begegnen. Auch im Pflanzenreich sind die Gegenfüße von hoch und niedrig, arm und reich, schön und unscheinbar, lippig wuchernd und elend kriechend und siechend vorhanden, wohl aus keinem anderen Grunde, als durch die Vielheit der Abstufungen den Reichthum der Pflanzengebilde

zu erhöhen. Eine andere Frage ist die, ob der äußerlichen Abstufung auch die innerliche Armut gleiche. Sehen wir also einmal zu, ob nicht auch die Kryptogamen — „Proletarier der Pflanzenwelt“ hat sie ein großer Naturforscher bedeutungsvoll genannt — trotz ihrer körperlichen Kleinheit und unauffälligen äußeren Erscheinung, trotz ihres kümmerlichen, verborgenen, zum Theil schmarogerhaften Daseins, in ihrem Inneren nach Bau und Bildung gleiche Vorzüge aufweisen, wie die höheren Pflanzengebilde. Speziell nun die Flechten und Pilze, die, ebenfalls zur Nachtheil der Natur gehörend, von allen niedersten Gattungen fast ausschließlich in unseren Wintern die überlebende Pflanzenwelt ausmachen.

Ihren Wesen, mehr ihren Lebensbedingungen nach, stehen die Flechten, denen wir uns zunächst zuwenden, selbst noch unter den Pilzen. Man schätzt die Zahl der bekannten Flechtenarten auf tausend bis zwölftausend. Schon Mancher hat, wenn er einen Wald betrat, oder einen Felsen, die vor ihm sich ausbreitenden Flechten für Moose gehalten. Was aber sind sie anders. Die grünen Wärfel an den Nadelhölzern, die „Champagnergläserchen“ auf alten Lehmannern, die pomeranzengelben, laubartig ausgebreiteten Nester an feuchten Bretterplanen, an der Rinde alter Bäume, vornehmlich Baupeln, als Flechten? Besonders aber bilden sie in feuchten Gebirgsabzweigungen im Verein mit den Moosen, Haide- und Heidelbeerbüschchen die so wohlthätige bleich-hell, grün-grau gefärbte Bodenbede für die Waldbestände. Im Gegensatz zu höheren Pflanzen ermangeln sie alle der Wurzeln, Blätter und Blüten. Von den einzelnen Arten nennen wir zuerst die geographische Scheibenflechte. Sie bedeckt oft ganze Felsenwände mit ihrem Schwefelgelb und ist eine der genügsamsten Flechten. Sie kann Monate lang, nur mit Nachthau getränkt, des Regens entbehren. Von anderer Art ist die bräunliche Schüsselflechte, welche nicht nur auf Brettern, Baumrinden, Steinen, sondern sogar auf Moos lebt. Der Körper oder Thallus derselben ist grauweißlich und körnig-warzig. Auf diesem stehen die kleinen, hellrothbraunen Knöpfchen mit grauweißlich erhabener Rande gleichenden, großen und kleinen Früchte, Apothecien genannt. Diese Flechte gehört zu der großen Ordnung der Krustenflechten. Die gemeinste unter ihnen ist die Schrifzflechte, die man auf den glatten Stämmen unserer meisten Laub- und Nadelhölzer findet. Ihre Früchte gleichen graden oder krummen Schrifzzeichen, welche in die außerordentlich feine Kruste eingesenkt sind. So einfach und unscheinbar diese Flechte ist, giebt es doch noch niedrigere Arten, wie etwa die an Baumrinden oder Felsen zumeist grauweißlich, schwefelgelb oder rothbraun pulverartigen Anflüge, welche sich mit der Hand leicht abreiben lassen und, wie neuere Forschung ergeben hat, entweder einen Ferseungsprozess höherer Flechtengebilde oder unvollkommene, auf niedrigster Stufe verharrende Flechten darstellen. Die pomeranzfarbige Schildflechte, deren Standort wir schon angedeutet haben, stellt bereits eine höhere Stufe im Reiche der Flechten dar. Ihre Schwester, die Felsenschildflechte, unterscheidet sich nur durch das freier aufsteigende, tiefer geschlichte Laub und durch dessen oben grün- oder grauweiße, unten braunschwarze Farbe. Diese Schildflechten sind es, welche einer Ruine, einer Felsenpartie, einem alten, vernachlässigten Garten recht nachdrücklich das Gepräge des Alten, Verfallenen und somit der Landschaft einen besonderen Charakter geben. Auch die Becherflechten haben Antheil an der Ausschmückung des Bodens. Noch höher stehen die Stielflechten, und zwar sind sie die höchsten der Flechten auf dem aufwärtssteigenden Stamme der Entwicklung. Nadelwälder sind ihr Aufenthalt, zu deren Füßen sie oft nicht minder dichte bleich gefärbte zierliche Wäldchen bilden oder von den Zweigen als lange, graue Wärfel herabhängen. So erhält ein Tannenwald ein eigenenthümlich greisenhaft ehrwürdiges Aussehen. Diese Flechten haben ein ungemein zähes Leben. Sie können Monate lang ohne Wasser sein, wie ausgedörrte Mumien erscheinen, und dennoch wird sie irgend ein klein wenig Feuchtigkeit zum Leben erwecken. Die bedenklichste unter ihnen ist übrigens die Menn-

thierflechte; man kann ihr, wenn auch mit Beschränkung, nutzbare Bedeutung, ähnlich dem Roggen und der Kartoffel, zuerkennen. Sie macht die unwirthlichen Landstriche des höchsten Nordens bewohnbar. Auch das sogenannte Isländische Moos hat hieran Antheil. Es gilt nicht bloß als vortreffliches Mittel gegen Brustleiden — es giebt sogar dem Menschen eine ziemlich nahrhafte Speise. In früheren Zeiten, erzählt eine tirolische Sage, wuchs die isländische Flechte auch in den Thälern und war so reich an nährenden Stoffen, daß die Kühe, welche davon fraßen, außerordentlich viel Milch gaben. Als nun Christus auf einer seiner Wanderungen auch durch Tirol kam, gelangte er, als Bettler verkleidet, zu einem Gehöfte, in welchem die übermüthige Bäuerin soeben ein Milchbad nahm und den bittenden Herrn schände abwies. Da erzürnte dieser und verbannte die nützliche Flechte aus den Thälern, indem er rief: „Höre, wachse unterm Schnee,“ und seitdem wächst die Pflanze, die früher Hore hieß, nur auf den Höhen; freilich nicht so in Island, wie ihr Name andeuten möchte, sondern auch auf unseren hohen Zuoberbergen. Bemerkenswerth sind noch die schlaue Becherflechte, die stets truppweise beieinander lebt und kleine Säulchenwälder bildet, und die schön knallrothe Tausendköpfflechte. Wenngleich die Flechten im Ganzen genommen wenig nützen, ja z. B. den Obstbäumen schaden, so sind sie doch keine eigentlichen Schmarogerpflanzen, denn Luft und Wasser sind ihre ausschließlichen Nahrungsquellen, und dem Boden, den sie bedecken, entziehen sie nichts von seiner Kraft. Und so ganz unnütz sind sie doch auch nicht im Haushalte der Natur. Weltbekannt ist ja ihre Dienstfertigkeit als Führer im Walde, weil sie sich stets an den Bäumen auf der Westseite, von wo in Deutschland die feuchten Luftströmungen kommen, ansetzen. Und dann: wer kennt nicht den rothen Farbstoff, die Orseille, mit dem chemischen Namen Orcine? Er wird, nebst andern, aus der *Rocella tinctoria*, *fuciformis*, *Lecanora parella* gewonnen.

Ganz im Gegensatz zu den Flechten ist eine große Anzahl Pilze als Schmarog zu bezeichnen. Es ist schwer, von ihnen etwas Allgemeines zu sagen, es sei denn dies, daß allen viertausend Arten die grüne Farbe fehlt. Am meisten fallen sie neben den nach Birkel und Winkelmaß ins Gröblichste ausgearbeiteten, dennoch so unendlich mannigfaltigen Formen und schreienden oder verschwommenen Farben durch ihren modrigen Geruch auf. Mit vollem Recht nennt sie Oken eine „organisirte Fäulniß“, denn sie sind in der That nichts Anderes als die ersten Versuche, das Faulende zu beleben. Sie scheinen es wohl ihrer eigenenthümlichen Bauart, ihrer giftigen Eigenschaft und ihrem niederen und zumeist finsternen Aufenthaltsorte zu verdanken, daß sie, wahrscheinlich wegen ihres sprichwörtlich gewordenen schnellen Wachstums und Erscheinens, nicht bloß mit den Elfen und Gnomen in Verbindung gebracht wurden, sondern auch in den Bereich des Dämonischen und der Zaubererei gekommen sind. So wächst, nach einer Sage, in Wales ein Giftschwamm, *Dwyd-Ellyllon* genannt, der zu den Lederbissen der Elfen gehört, aber von Menschen und Thieren gefürchtet wird. Plinius erzählt, daß auf den Gipfeln der Giebäume in Gallien weiße, wohlriechende Schwämme wuchsen, welche des Nachts leuchteten und daher auch nur im Dunkeln gesammelt werden konnten. Man bereite aus ihnen das *Agaricum*, das als ein sehr wirksames Mittel gegen Vergiftung berühmt war. Wolf erzählt folgende Sage: In dem Walde, der sich vom Kloster Trieustein bis zu den Höfen den Giehsforst am Bergabhange längs des Mains hinzieht, besonders aber auf dem Plage, wo ehemals das Kauschloß Neuenburg gestanden, läßt sich von Zeit zu Zeit eine Frau sehen. Dieselbe erschien einmal im Walde einem armen Holzhauer, als dieser eben über seine traurige Lage nachdachte, und fragte ihn, warum er so traurig sei. Als er ihr nun seine Noth klagte, so pflückte sie eine Hand voll Schwämme und schob dieselben in die Tasche des Mannes mit den Worten: „Heute Abend, wenn Du nach Hause gekommen bist, sieh nach, was ich Dir gegeben habe.“ Der Holzhauer that, wie ihm gesagt, und als er zu Hause

nachah, waren die Schwämme in Goldstücke verwandelt. — Der Giftcharakter der meisten Schwämme wird in der Altmark selbst mit den Fröschen in Beziehung gebracht, indem man gewisse Giftpilze „Froggenstohl“ d. h. Froschstühle nennt. Bei den Jägern gilt die Sichtmorchel als ein Mittel, die männliche Kraft zu erhöhen. Ist der Schwamm noch jung, so hat er die Form und Farbe eines Eies und wird vom Volke „Derenel“ genannt. Er wurde sehr häufig zur Bereitung von Liebestranken benutzt. Noch an einen Schwamm knüpft sich Dämonismus: es ist der kleine Theuerling, der gesellschaftlich auf feuchtem Holzwerk wächst und bei seiner Reife Samen von der Form kleiner Nissen umstreut. Der Bauer zählt diese Samen; denn die Reife Korn soll im nächsten Jahre genau so viel Grofschen gelten, wie einer dieser Theuerlinge Samen austreut. Wir wollen hier nur der Schädlichkeit der verschiedenen Blattpilze, des gemeinen Schimmels, der namentlich auf gährenden Früchten und Fruchtsäften sein Wesen treibt, der bekannten „Stoßflecke“ und des Hausschwammes gedenken, um bei einigen anderen etwas zu verweilen. Wie winzig sind doch diese Schwämme! Aber welch wundersamen inneren Bau entdeckt das Mikroskop an ihnen! Die meisten sind ja kaum eine Linie hoch, wie der genabelte Reispilz, der pomeranzrothe Siebpilz; aber dennoch sind sie gestielt, gegliedert und ihre Sporen gleichen feinem, bald rothbraunem, bald orangerothem oder andersfarbigem Pulver, das sich aus den winzigen Käpfchen über die Pilzfläche ergiebt und vom Winde weiter getragen wird. Aber ein kleines Wunder stellt der sternförmige Kugelwerfer dar. Er liebt besonders an der Luft liegende feuchte Sägespäthe, wo er sich gesellig entwickelt, in einer winzigen Größe freilich, die selbst dem suchenden Forscherauge entgeht. Zur Zeit der Reife ist er nicht größer als ein Senfsorn und wirft dann die Sporentügel, indem seine äußere Hülle platzt, mehrere Zoll hoch in die Höhe. Wo dies klebrige Stügelchen hinfällt, bleibt es liegen; die Sporen reifen in ihm aus und es löst sich in ihnen bei diesem Prozeß auf.

Eine eigenthümlich träumerische Poesie ist die, welche die Algen-Pflanzen aushauchen. Wer kennt nicht die großen Blätter der gelb- und der weißblumigen Seerosen oder Nirenblumen, die flutenden Blätterrosetten der Stachelnüsse, die eiförmigen schwimmenden Blätter der Laichkräuter und zwischen all diesen die Millionen kleiner schwimmender Gilaube der Meerlinsen? Ihr völli'ges Verschwinden im Winter, ihr traumhaftes Schwanken und Schweben und Ausbreiten über die glatten Spiegel der Gewässer, sobald die Eisbeden verschwunden, macht sie zu interessanten Gebilden. Erwacht nicht Siegesfreudigkeit im Gemüth des Menschen, wenn sich sein Blick den Algen zuwendet, die als Symbol des die Starre des Todes überwindenden Lebens, mit ihren tausenderlei Formen das Geklipp des Meeresgrundes überwuchern. —

„Ein göttlich Schauspiel wächst und steigt
In Stämmen, Nesten, Fächern, Dolden,
Kleinodien paradiesbunt
Empor in dem kristallinen Sund.
Die Wellen sind wie Päfte grüne,
Durchsichtig ob des Abgrunds Blüne,
Von dessen Sande, sonnenhell,
Aufwächst des Meeres Wunderwelt.“

Jimmernann.

Da ist es das Eine, was wie ein hingehauchter Fadenüberzug auf dem Gestein sitzt; dort stellen sich Blättchenansätze am Faden ein, da wieder gruppieren sich die Fäden um einen Punkt, von dem sie auszulaufen scheinen; federartig reihen sich die Fäden nach beiden Seiten. Breite Rindenüberzüge, lange Bänder, flechtenartige, moosförmige, graue cauliflowere Gebilde, Miniaturgesträuche, düster steife und reich gegliederte Gestalten — genug, die sonderbarsten Formen drängen sich in reichster Fülle auf jedes Plättchen, das von der heftigeren Welle bloßgelegt wurde. Obgleich die Algen lange nicht so viel Arten aufweisen, wie die Pilze, so schätzte sie der Pariser Montagne doch auf 2226 Arten in 124 Gattungen. Dafür überragen sie überall andere Pflanzen in räumlicher Ausdehnung. Der *Protococcus atlanticus*, aus einer einzigen kleinen rothen Zelle

bestehend, ist so klein, daß 60 000 Exemplare, dicht aneinander gelegt, erst ein Viereck von 24 Zoll bedecken. Trotzdem ist er fähig, das Meer auf mehrere Meilen im Durchmesser blutroth zu färben. Dagegen mißt die riesenmäßige *Macrocyttis pyrifera* über 1500 Pariser Fuß. So schnell, wie die Algen vergehen, wachsen sie auch. Die *Oscillarien*, zarte Filze aus überaus feinen grünen Fäden bildend, kann man, wenn man sie auf feuchtem Papier ausbreitet, thatsächlich wachsen sehen. Man bemerkt an den Algen wunderliche Eigenthümlichkeiten. Fast alle Süßwasser-Algen zeigen Erscheinungen, die an thierischen Charakter erinnern. Man nennt sie daher zoothermische, d. h. Thierkeim-Algen, weil ihre Sporen — Schwärmsporen genannt — nach ihrem Ausritt eine Zeit lang mit scheinbar willkürlicher Bewegung im Wasser herumschwärmen ehe sie sich zum Keimen an eine feste Unterlage anheften. Die winzig kleinen *Desmidiaceen* wieder zeigen ihr ganzes Leben hindurch eine träumerische, langsame Ortsbewegung. Algen bieten die Algen keimen, es sei denn das sogenannte grauweiße „Meteorpapier“, welches die Familie der *Conferven* nicht selten im Sommer als große Lappen über ausgetrocknete Sümpfe breitet.

Das saftig schwellende Moos diente schon in den ältesten Zeiten zu Kissen und Pfühlen, zum Verstopfen von Ritzen in Wänden und Rähren und zur Streu fürs Vieh. Dem Aberglauben aber bot es nur wenig Stoff. Man sagt nur, daß dasselbe, wenn es auf einem Dache zu wuchern anfange, die Armuth des Hauses anzeige. Andernorts heißt es aber auch, daß man das Moos nicht vom Dache nehmen soll. Moos, aus verfaultem Gebein gewachsen, galt ehemals als gutes Zaubermittel. Zur Waffensalbe konnte aber nur jenes Verwendung finden, welches „auf der Hirnschale eines Geheulken“ gewachsen war. Die Moose zerfallen in den Stamm der Leber- und Laubmoose. Es giebt nahe an 560 verschiedene Moosarten in Deutschland. Was die Moose im Haushalt der Natur, was sie speziell für die Wälder bedeuten, darf ich füglich als bekannt voraussetzen. Auch an der inneren Bildung der Moose bewährt Mutter Natur ihre Großheit, und es lohnt sich schon, dieselben nach ihren fruchtbildenden Theilen unterm Mikroskop zu betrachten. Eins der am tiefsten stehenden deutschen Moose ist *Ohnemund*. Höher entwickelt ist der birnfrüchtige *Blasenhut*. Bekannt dürfte Jedem die *Polster-Grimmia* sein. Wächst sie ja doch genug auf alten Stroh- und Ziegelbäckern, Felsen und Mauern. Fast ebenso häufig ist das *Schraubenmoos*, während das *Drehmoos* als kleiner Wetterprophet unter den Moosen erscheint, denn es dreht je nach dem Feuchtigkeitsgrade der Luft seinen langen Frucht-

stiel bald so, bald so. Die artreichste Gattung, zugleich die schönste, sind die *Goldhaarmoose*. Man kann die Moose wohl Floras Wintergarten nennen, denn wenn alles Leben rings erstorben, walten und weben die „Moosgeister“ in eisiger Stille. —

Die Farnkräuter, welche wir hier anreihen, beschließen als letzte und am höchsten entwickelte die Reihe der Proletarier unter den Pflanzen. Sie stellen die Ueberreste einer Pflanzenklasse dar, welche in grauer Vorzeit der Entwicklungsphase unseres Erdballs lange die herrschende war, sich aber, als eine neue zerstörende Katastrophe über die immer noch im Werden begriffene Erde hereinbrach, mit einigen

Nachwachsen zur Vereitung von Gold, Silber und unsichtbar machenden Steinen benutzte. Auch schrieb man ihr allerhand Zauberkräfte zu. Das *Lüpfelfarn* machte angenehme Träume. Der gültene *Wiederton* schiente Kinder vor Verzauberung. Schießgewehre und Waffen wurden mit seinem Samen gesiebt und er selbst zum Gieken der Freitugeln benutzte. Das *Ablerfarn* soll schon sehr früh zum Zaubern gebraucht worden sein. Das *Frauenhaar* ist, da es weder beim heißesten Sommer sein Grün verliert, noch im kältesten Winter verwelkt und stirbt, das Sinnbild des trotz Glück und Unglück in Ruhe ansharrenden Weisen und erhielt in Emblemen das Wort *Immarescens* — Unverwelklich — zur Aufschrift. Die Alten schrieben dieser Pflanze viel Kräfte zu, besonders gegen Trunkenheit; sie galt daher schon bei den Ägyptern als Symbol der Mäßigkeit. Alle die schönen Sagen hier wiederzugeben, welche das Volk um die in stillen Gründen webenden Farne geschlungen hat, verbietet der beschränkte Raum, umso mehr, als deren sehr viele sind. Die Farne, die eigentlich nur im Sommer leben, weisen 3500 bekannte Arten auf; 2600 gehören aber der heißen Zone an. Diese stehen freilich in Bezug auf Größe, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen allen anderen voran. Wir erinnern nur an die palmähnlichen Baumfarne der Tropen, woselbst sie ganze Wälder bilden. Nach den Polen nehmen sie ab und erscheinen nur mit unterirdischem, wurzelstockartigem Stamme. Wer liebt die Farne nicht? Es ist ja so stille Dämmerpoesie, welche über ihnen in heimlichen Tönen schwebt, wie ein Echo des fernem Wald- und Weltwebens.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines
Fechterbruders.
Von F. Niebeck.

(Fortsetzung.)

Am Wege liegt ein
Wirthshaus, und
ein Blick durch die offenen
Fenster besagt mir,

höheren Pflanzen zum Todesschlaf hinlegte unter tiefen Schlamm- und Sandschichten, um nach Millionen Jahren als Steinkohle ihr Auferstehungs'est zu feiern. Von jeher erregte das Farnkraut beim Volke Bewunderung. Man konnte nicht begreifen, daß eine so stattliche Pflanze weder Blüten noch Früchte trieb und sich dabei doch immer vermehrte. Es meinte, daß in der Befamung dieser Pflanzen ein besonderes Geheimniß liege, weshalb denn auch vielerlei Zauberei, Wunder und Aberglaube an ihnen haftet, wovon vielleicht das Meiste noch nicht gedeutet ist. Namentlich spielt der Farnstamm darin eine große Rolle. In dieser Hinsicht sei das *Irkrant*, auch *Otterkrant* genannt, Name für die Farne in einzelnen Gegenden, der schon die betreffenden Wunderkräfte andeutet. Die *Mondraute* wurde von den

daß es mit Militär überfüllt ist. Auch in dem schmalen Hofe, der das Gebäude von der Straße trennt, lagern Soldaten bei ihren Gewehren. Einige springen bei unserer Ankunft auf; ein Korporal ertheilt Befehle, und unter Führung des Korporals treten wir in das Haus, durchschreiten den langen Hausflur und gelangen in den hinteren Hof. Auch dort haben Kriegskente ein Lager aufgeschlagen. Ein reiches Feldlager. Wie die Türken tanzen sie auf der Erde, unter sich nur eine dünne Schicht Stroh, und spielen Karten. Andere liegen lang ausgestreckt daneben und „Abigen“. Auch auf einem alten Dingerwagen hocken einige Mann beim Kartenspiel. Für mich wird ein Ehrenplatz eingeräumt. Neben der Thür steht eine Holzbank, auf der drei Personen Platz haben und die auch besetzt ist. Auf Befehl des vorans



Porträt des Mehgers K.

Nach dem Gemälde von Ed. Harburger.

wird die Pant vollständig mir überlassen. Schade, daß ich so schrecklich müde und hungrig bin und somit garnicht die geistige Kraft besitze, diese Höflichkeit in vollem Maße zu würdigen. Das  sterreichische Vaterland thut noch mehr für mich armen Preußen: es stellt einen Wachtposten neben die Pant, den ich, wenn ich will, als eine Ehrenwache betrachten kann. Viele Soldaten erheben sich und treten an mich heran; etliche reißen schlechte Wie über mich, die anderen lachen Weisfall. Einer fragt, ob mir die Regimentsskaffe zu schwer geworden sei; ein Anderer meint, ich sähe viel zu einfältig aus, als daß ich mich an die Regimentsskaffe wagen würde, er glaube vielmehr, daß ich der Mutter in den Schornstein gestiegen sei und den Speck herunter geholt habe. Mein Ehrenposten erfüllt seine Pflicht; er ersucht die  sterer ernsthaft, mich in Frieden zu lassen. Mich drängt es, eine moralische Ansprache an das versammelte Heer zu richten, und zwar wähle ich als Thema jenes der sieben Tugendgebote, das da lautet: „Du sollst die Hungrigen speisen und die Durstigen tränken“. Ich erläutere den Leuten, daß es unter allen Umständen verwerflich sei, einen Mitmenschen verhungern zu lassen, und ich offenbare mich ihnen als Mitmensch. Meine Kapuzinade ist kurz; sie besteht nur aus wenigen Worten, erfüllt jedoch glänzend ihren Zweck. Sie r hrt eines der rauhen Kriegerherzen, und der Inhaber dieses Herzens zieht aus seiner Tasche ein Papierw ckchen, wickelt es auf und spendet mir daraus ein Stück gekochten Fleisches. In edler Nachahmung des erhabenen Beispiels werden mir von mehreren Seiten kleine Bierreste dargereicht, so daß ich ein wahres Schwelgermahl halten kann. Der Posten setzt dieser Wohlthätigkeit keine Schranken; er gleicht seinen beiden Vorgängern, die von ihm abgelöst worden sind, nur in der Uniform und in den Waffen; sonst ist er vollständig anders geartet, namentlich in Bezug auf jene Eigenschaft, die als Gutmüthigkeit bezeichnet wird. Ich habe meine unglücklichen Füße von ihrer brennenden Qual befreit; sie sind so stark angeschwollen, daß es mir unmöglich ist, sie wieder in die Stiefel zu zwängen. Mein Posten ertheilt mir allerlei Rathschläge, und da keiner sich bewährt, bittet er einen Kameraden, ein wenig Speckstein zu besorgen. Der Kamerad bringt den Speckstein herbei, und dank diesem vorzüglichen Mittel rutschen die Füße langsam in das Schuhleder. Der Posten gestattet auch, daß ich mich am Brunnen wasche; er erfüllt alle meine sehr bescheidenen Wünsche. Als ich wieder auf der Pant sitze, verlangen die Soldaten zu wissen, was ich verborgen habe. Meiner Antwort, daß ich selbst gern Bescheid auf diese Frage haben w chte, und daß ich mir keines Verbrechens bewußt sei, schenken sie keinen Glauben. Ich behauere, daß ich die Wahrheit rede; allein sie schütteln die Köpfe und schelten mich einen Lügner. Ohne Ursache, sagen sie, werde keiner verhaftet, und ich wünschte diese Ursache jedenfalls ganz genau. In meiner Thorheit erzähle ich nun, daß ich in dem Städtchen, in dem meine Verhaftung erfolgt ist, von den Leuten als Raubmörder bezeichnet worden sei. Damit schade ich mir insofern sehr, als die Soldaten mich nun für einen Raubmörder halten und einen ganz anderen, recht unangenehmen Ton gegen mich anschlagen.

„Er ist ein Raubmörder!“ Diese Kunde fliegt über den Hof, dringt in das Haus und auf die Straße, und wohl die gesammte anwesende Heeresmacht drängt sich in den Hof, um mich anzustarren; sogar die Spieler lassen die Karten ruhen und nehmen Antheil an der allgemeinen Neugierde. In den meisten Gesichtern prägt sich Abscheu gegen mich schuldloses Lamm aus, und mein Posten erhält von mehreren Seiten den Rath, scharf auf mich aufzupassen. Ich soll durchaus bekennen, wen ich ungebracht habe und wo das Verbrechen geschehen sei, und Einige verlangen sogar Einzelheiten über das Ungeheure zu wissen. Ein reines Gewissen ist gewiß ein unerersch plicher Hort des Trostes und der Stärke, doch es giebt Sekunden, in denen einem dieser Hort zu einer wahren Last werden kann. Ich sehe, wie die um mich versammelte Kriegerschaar mit Spannung auf ein Bekenntniß aus meinem Munde lauscht, und wie sie erz hrt ist über meine Behauptung,

daß kein Menschenblut an meinen Händen klebe und keinerlei Schuld auf meinem zottigen Haupte laste — ach, und ich kann ihren Wunsch nicht erfüllen! Wie gern w chte ich haarlein den Knüppel beschreiben, den ich mir im Walde zubereitet hatte, wie gern erzählen von den fürchterlichen Minuten, in denen ich im Gebich auf einen ahnungslosen Wanderer lauerte, bis er herangekommen war und ich ihn, aus dem Versteck hervorst rzend, von hinten den Schädel einschlug! — Ich kann beim besten Willen einen solchen Bericht nicht erstatten, mein schneeweies Gewissen giebt es nicht zu, und so kann ich den bewaffneten Herrschaften, die mich so freundlich bewirthet haben, den erbetenen Gefallen nicht thun. Ich muß sogar erbulden, daß sie mir ihre Gnut entziehen, mich der Lüge zeihen und mir drohen, daß mir das Gerit den Mund schon  ffnen werde. Ein Glück nur, daß ich meinen Wachtposten habe, der mich getreu und tapfer sch tzt! — Ich glaube, daß die beleidigten Mannen sonst ihr M tchen an mir kühlen würden. Auch eine Menge Zivilvolf ist in den Hof gedrungen und reht die H lle nach mir; die Soldaten sorgen jedoch, daß es nicht zu nahe an mich herankommt.

Eine Kommandostimme erschallt und die Truppe geräth in rasche Bewegung. „Fort!“ heißt es; „wir marschiren weiter!“ und der Aufbruch erfolgt. Eilig greifen die Krieger zu den Waffen und drängen auf die Straße; mein Posten und ich folgen zuletzt nach. Die Kriegerschaar ordnet sich zum Weitermarsch; ein Niese mit einem unheimlich großen Schnauzbart ertheilt unter Flächen Befehle. Ich halte ihn für eine Art Feldwebel. Einen Offizier kann ich nirgends erblicken. Jetzt f llt das wetterfinstre Auge des Niesen auf mich und bleibt einige Sekunden lang erstaunt und forschend auf mir haften. Dann sprüht es Blitze und der Mund öffnet sich im Donnerzorne: „D s is ja der Hundsbub, der Lausbub, der Spitzbub! Solche verfluchtige Bagage wird uns aufgepackt! Als ob wir nicht genug zu schleppen h tten! M g' ihn doch die Artillerie als St pkel ins Kanonrohr stecken und losschieen, daß er weit bis Sachsen 'nein fliegt!“

„'s w r schad uns Pulver!“ lachte der in der Nähe stehende Korporal, dessen Bekanntschaft ich bei meiner Ankunft gemacht habe.

„Dann gebt ihn meintwegen den Matten zum Fressen, aber laßt uns 'n Frieden!“ tobt der Niese, wendet sich ab und schreitet langen Schrittes an die Spitze der Mannschaft.

Auf Veranlassung des Korporals erhalte ich eine neue Leibwache. Zwei Mann treten an mich heran und lösen meinen gütigen Schutzpatron ab. Die Reise geht weiter; meine neuen Beschützer und ich bilden das letzte Glied der marschirenden Kolonne. Unsere ganze Heeresmacht ist ungefähr sechzig bis achtzig Mann stark. Aus den Gesprächen der vor mir herschreitenden Krieger erfahre ich, daß andere Abtheilungen des Bataillons schon voraus sind, und daß der Ort, der für unsere Abtheilung als Quartier bestimmt sei, bald erreicht sein müsse. Alles Glück der Welt über ihre Häupter, wenn sie Recht haben!

Der Niese schreitet am Rande des Weges und wendet sich zuweilen um, wie ein Schäfer, der nach seiner ihm nachfolgenden Herde schaut. Da entdeckt er, daß ich hinke, und sein soldatisches Auge fühlt sich dadurch beleidigt.

„Der Lauskr ppel dort macht uns den ganzen Zug lächerlich!“ schreit er. „Schafft ihm doch lockere Gelenke! Tanzen muß der verfluchtige Sauhund!“

Dem gesammten Heerbanne bereiten diese Worte einen Heidenpa; einer meiner Leibgardisten hingegen hält sich für verpflichtet, mir mit dem Stiefel einen ernsthaften Stoß in die Kniekehle zu versetzen und mich zornig zu fragen, ob er etwa eine Equipage für mich bestellen solle. Auch der Korporal will sein Scherflein zur allgemeinen Belustigung beitragen, denn er droht mir mit seiner Dastimme, daß er mich auf den Bajonnetspitzen tragen lassen werde, wenn ich zu faul zum Laufen sei.

Ich bleibe allen diesen Gem thsleuten die Antwort schuldig und gebe mir Mühe, das Hinke zu vermeiden. Man wird in einer solchen Lage, wenn man völlig abhängig ist von bestialischer Ge-

walt, und mit seinen Ansprüchen an Recht und Gerechtigkeit die Bestie nur zur Wuth reizt, so abgestumpft, wie ein an Schläge und Tritte gew hnter Hund; man duckt sich und fügt sich, um sein Loos einigermaßen erträglich zu machen, und stärkt sich an dem Gedanken, daß der Jammer doch einmal ein Ende nehmen müsse.

Meine Vorderm nner haben richtig prophezeit: der Marsch währt nicht länger als eine reichliche Stunde. In einem großen Dorfe halten wir an und werden von einigen Männern, die wahrscheinlich den Ortsvorstand bilden, empfangen. Die Soldaten erhalten Quartierzettel und rücken in kleinen Gruppen in die Quartiere ab. Einer dieser Gruppen, die sieben Mann stark ist, ruft der Korporal nach: „Ihr da, nehmt diesen Strolch mit und seht zu, wie Ihr ihn unterbringt! Aber laßt ihn nicht fortlaufen!“

Ich schließe mich den sieben Mann an, und unter Führung einiger Dorfkinder gelangen wir in einen ansehnlichen Bauernhof. Dort wird uns als Quartier die Scheune zugewiesen. Wir beziehen dieses Quartier und richten uns so behaglich wie möglich ein. Die Soldaten sind unzufrieden damit; sie h tten lieber in einem Zimmer gewohnt und in Betten geschlafen, und sie schimpfen und jammern, daß just sie zu diesem Hundsfott von Bauern gerathen seien, der nicht wisse, wie kaiserliche Infanteristen behandelt zu werden verdienen; ich jedoch kann diese herbe Kritik nicht theilen, denn das Stroh, das uns als Lager dienen soll, liegt fast meterhoch aufgeschichtet, und an Decken ist kein Mangel. Sogar zwei Pelze und etliche alte Mäntel liegen zu unserer Verfügung da.

Als ich mich der Stiefel entledigt habe und auf dem Stroh liege, fühle ich erst, wie müde ich bin. Durch die Qualen des Tages sind meine Kräfte so sehr erschöpft, daß ich glaube, mein Ende sei gekommen. Regungslos liege ich da, schier unfähig, mich zu bewegen. Die Soldaten rufen mich an: jetzt sei noch keine Zeit zum Schlafen, erst müsse gearbeitet werden, und ich solle helfen. Worin diese Arbeit besteht, weiß ich nicht. Mein Wille hat die Herrschaft über den Körper verloren; ich bin nicht im Stande, mich zu erheben, und bitte die Soldaten, mir Ruhe zu gönnen, da ich krank sei. Einer ist darunter, der Einsicht und Mitgefühl hat; er redet seinen Kameraden zu, mich in Frieden zu lassen, da ich thatsächlich krank sei. Sie fügen sich seinem Wunsche und lassen mich unbehelligt. Ich will schlafen, doch der Geist ist so lebendig und rege, daß ich mich darüber wundere. Mir ist, als schwebte er, losgetrennt von dem starren, todtten Körper, und als könne er nun ungehindert die herrlichsten Gedanken thaten verrichten. Alle Sinne sind gesch rft, besonders nehme ich das zunächst beim Gehör wahr. Ich höre und verstehe jedes Wort, das draußen im Hofe gesprochen wird; ich weiß, ohne es zu sehen oder durch das draußen gef hrte Gespräch zu erfahren, daß die Soldaten ihre Kleider und ihre Waffen reinigen und die Stiefel einschmieren, und daß das Gesinde mit dem Füttern des Viehes beschäftigt ist. Die Hausfrau tritt zu ihrer Einquartierung hin und entschuldigt sich, daß sie ihr keine Stuben anbieten könne; sie hätte es gern gethan, doch die oberen Räume seien für den Winter an einen Karousselbesitzer vermietet, und dieser habe vor einigen Tagen mit Weib und Kind seinen Einzug gehalten. Sie hoffe jedoch, die Herren würden in der Scheune nicht frieren, und sie sei gern bereit, noch einige Decken und alte Kleider zu besorgen. Dann fragt sie, ob der Mensch in der Scheune wirklich ein Raubmörder sei. Sie hat also schon Kunde über meine Person erhalten. Die Soldaten lachen, und zwei von ihnen geben ihr Bescheid. Wer ich sei, wünschten sie nicht; es heiße zwar, ich hätte einen Raubmord begangen, doch ein so schlimmer Verbrecher würde ich wohl nicht sein, sonst hätte man mir Ketten angelegt. Wahrscheinlich hätte ich drüben in Sachsen etwas ausgefressen, denn ich solle an die sächsische Polizei ausgeliefert werden. Nun bin ich endlich über mein Geschick unterrichtet. Die Mittheilung laßt mich völlig ruhig; ich befinde mich in einem Zustande, in dem ich nichts fürchte und nichts hoffe und sonst nichts von der Welt verlange,

als daß sie mich ungestört ruhen läßt. Mit derselben Gleichgültigkeit würde ich die Stunde vernehmen, daß ich aus Schaffot geführt werde. Die Frau ängstigt sich. Es sei doch eine eigene Sache, einen Verbrecher im Hause zu haben, von dem man nicht wisse, was er verbrochen habe. Ein solcher Mensch könne ja in der Nacht das größte Unglück anrichten. Sie spricht leise, und dennoch höre ich jeden Laut. Man hätte mich, sagt sie, nicht bei einer Wittwe einquartieren sollen. Wenn ihr Mann noch am Leben wäre, würde sie sich nicht fürchten, so aber sei ihr ein derartiger Gast nicht gleichgültig. Die Soldaten sprechen ihr Trost zu; ich sei durchaus nicht gefährlich, und außerdem würde ich streng bewacht. Wenn sie es wünsche, so könne man mir ja über Nacht Hände und Füße zusammenbinden. Sie erwidert, daß sie das zwar nicht wünsche, denn um ihretwillen solle ich nicht gequält werden; wenn ich aber ein Verbrecher sei, so müsse ich doch von Rechts wegen gebunden werden. Ohnedies habe sie einen schlechten Schlaf, da sie viel von Zahnschmerzen geplagt werde; diese Nacht aber werde sie garnicht schlafen können. Sie entfernt sich mit dem Bemerkten, daß sie das Abendessen bereiten wolle.

Einige Soldaten kommen in die Scheune und ordnen das Lager. Sie glauben, ich schlafe, und sie schonen meine Ruhe. Die Angst der Bäuerin bereitet ihnen Vergnügen; sie machen sich lustig über die Frau und meinen, es müßte ein Hauptspass sein, sie in der Nacht zu erschrecken. Einer beugt sich über mich und betrachtet mich; dann sagt er: mich zu binden, wäre Unsin, aber ein Strick zum Aufhängen würde für mich das Beste sein. Ich will den Mann anreden, finde jedoch weder den Muth, noch die Kraft, meine Ruhe zu unterbrechen, sei es auch nur durch eine Bewegung mit den Lippen. Der Geist aber behält seine lichtvolle Klarheit, seine mächtige Regsamkeit und fühlt sich, während sein Körper elend auf dem Stroh liegt, zu den stärksten Thaten befähigt. Er wendet sich von seiner Umgebung ab, durchdringt in Sekundenflügen das Weltall und alle Tiefen der Menschenherzen, und wo er haften bleibt zu näherem Schauen, erscheinen ihm die Dinge und die alten Gedanken in so neuem, nie empfundenem Lichte, daß Ursache, Werden und Wesen keine Geheimnisse mehr sind, und wie eine weltumstürzende Erkenntniß überkommt ihn zum ersten Male die Ahnung, daß alles Leben nur ein zweckloses Spiel sei, das nur ein unwissender Narr ernst nehmen könne — ein tändelndes, nichtsagendes Spiel in der Hand einer unsahbaren, unergründlichen Kraft, die weder Geist noch Gott, noch Natur, noch sonstwie heißt, sondern unennbar ist. Auf die schwache Seele wirkt die Gewalt dieser Ahnung zermalmend. Sie sieht sich niedergedrückt und losgetrennt von allen ihren Himmeln, die sie kühn verneinen wollte und zu entbehren glaubte, und in denen doch insgeheim ihre tiefste Sehnsucht wurzelte. Sie sieht verloren die märchenhafte ewige Friedensheimath, von der sich so lieblich träumen, so süß in Empfindungen schwelgen, so rührend schön dichten ließ nach dem zauberhaften Tone der Verszeile: „Die Heimath der Seele ist droben im Licht“ — sie sieht sich ganz auf sich selbst angewiesen, ganz dem blinden Trubel roher Geschicksmächte und dem kalten, erbarmungslosen Ewigvernichter Tod preisgegeben, und im Banne des furchtbaren Gedankens vom Ewigverlorensein sucht und schreit sie vergebens nach Rettung. Da tritt vor sie hin in milder Hoheit, so wie er immer war, der alte Freund, der Heiland; um seine blassen Lippen spielt ein leiser Lächeln; doch die großen, allwissenden Augen brennen in klarem Liebesfeuer. Er berührt segnend meine Stirn, und langsam entschwinden die Bilder der Finsterniß, die der seltsam erleuchtete Geist mit Grausen entdeckt hat. . . . Goldiges, buntes, himmlisches Flirren. . . süße Ruhe. . . nicht denken, nur schauen. . . schauen und genießen die liebe Gegenwart des Heilandes. . . O, so friedlich, so stille. . .

„Nicht Pfeif'n rauchen in der Scheuer!“

„Na Furcht, i kumm nit' nein!“

Wie von fernher klings in meinen Traum. . .

(Fortsetzung folgt.)

Kinderspielzeug und Kinderspiel.

Von Dorothee Goebeler.

Der Spieltrieb, die Lust, Geist und Glieder zu beschäftigen, ist allen mit seelischen Empfindungen begabten Geschöpfen eigen, und je höher entwickelt die geistigen Fähigkeiten des Einzelindividuum sind, desto reizvoller, durchdachter gestaltet sich sein Spiel. Bei den Menschen erwacht der Spieltrieb, naturgemäß seiner langsameren Entwicklung, später als beim Thier. Tritt er bei diesem indessen fast ausschließlich als eine Beschäftigung von Kraftüberschuß zu Tage, so zeigt er sich bei dem „Herrn der Schöpfung“ zunächst als Nachahmungssucht.

Sobald das Kind erst einigermaßen Herr seiner Sinne ist, beginnt es die in seinen Gesichtskreis tretenden Erscheinungen zu imitiren. Der Jenerer Psychologe Preyer schildert einen Fall solcher Nachahmungssucht, die er bei seinem eigenen Kinde beobachtete, in äußerst anmuthender Weise. Er schreibt: „So betrachtete das Kind einmal — es war noch nicht ganz zwei Jahre alt — ein Rothschwänzchen volle zwei Minuten lang und ahmte dann nicht schlecht fünf bis sechs Mal das Piepen desselben nach. Nach drei Tagen wiederholte sich das Spiel. Wieder wurde das Piepen des Vogels reproduzirt, und Nachmittags nahm das Kind eine roh aus Holz geschnitzte Kuh von der Größe des Rothschwänzchens, ließ dieselbe in seiner Hand auf dem Tische hin und her hüpfen, und zwar auf den Füßen, und piepte nun so, wie es beim Anblick des Vogels im Garten gethan.“

Wer Gelegenheit hat, sich mit kleinen Kindern zu beschäftigen, wird solche Fälle von spielender Nachahmungssucht oft beobachten können, auf ihr beruht am letzten Ende alles Kinderspiel, wie ja denn auch das Spielzeug nichts Anderes als eine Nachahmung der Geräthe des wirklichen Lebens ist.

Für den Mensch selbst ist das Spiel der Jugend von großer Bedeutung. Die schönsten Erinnerungen unseres Lebens knüpfen sich an die Tage der Kinderspiele. Beklagenwerth Der, dessen Jugend nie die Sonne des Spiels gelächelt! Es liegt ein Schatten über seinem Leben; ein Schatten, den selbst das glücklichste Mannesalter nicht wieder hinwegzusehen vermag.

Was das Kinderspiel in unser Herz gepflanzt, bleibt für das ganze Leben darin haften. Die Freundschaft, beim Spiel geschlossen, kann zwar durch die Wechselfälle des Schicksals zerrissen werden, immer aber bleibt die Erinnerung an gemeinsam durchlebte Jugendlust ein Schmied, der auch die zerrissensten Freundschaftsketten augenblicklich wieder zusammenreihen kann.

Das Spiel ist als Zeitvertreib den Kindern aller Völker eigen, und es ist merkwürdig, welche Aehnlichkeit zwischen den Spielen und dem Spielzeug aller Länder und aller Zeiten besteht.

Nehmen wir nur einmal den liebsten Zeitvertreib unserer Mädchen, die Puppe und die Puppenwiege, beide sind über die ganze Erde verbreitet.

Schon die Kinder der alten Griechen spielten mit Puppen, deren Köpfe, aus Holz oder Thonerde hergestellt, bunt bemalt und mit natürlichen Haaren versehen waren. Unter den Merkwürdigkeiten des Junotempels zu Olympia befand sich auch ein kleines, mit Eisenbeinschnitzereien verziertes Puppenbett, das ein Spielzeug der Hippodamia gewesen sein sollte. Trat die Griechin in das Jungfrauenalter, so opferte sie all ihre Puppen der Aphrodite. Die Dichterin Sappho schildert ihr eigenes Puppenopfer in einem allerliebsten Gedicht, darin sie fleht, die Göttin möge ihre kindischen Geschenke freundlich annehmen, vor Allem die „Puppen und auch

Die rothen Kopftücher der Puppen
Verachte nicht, die hab ich, Sappho,
Geschenkt Dir als nicht unwertes Geschenk.“

Auch bei den Ägyptern kannte man die Puppe schon in vorchristlicher Zeit. Champollion Figeac fand in einem ägyptischen Grabe eine Holzpuppe mit beweglichen Armen, deren Köpfchen noch die Spuren natürlicher Locken trug, und eine Puppe aus Eisenbein, einen Schmied darstellend.

Ebenso fand man in den Gräbern der alten Peruaner Puppen und Puppenwiegen; an einer Stelle war die Puppe sogar als regelrechtes Wickelkind herausgeputzt.

Ob die Kinder der Germanen schon mit Puppen spielten, ist nicht mehr genau festzustellen, jeden falls war das „Döckchen“ aber bereits sehr früh in Deutschland bekannt. Vielleicht haben es die Römer eingeführt. Im zehnten Jahrhundert bildeten die gepusteten „Döcken“ das Lieblingspielzeug der deutschen Mädchen. Die Heldenlieder des dreizehnten Jahrhunderts schildern mehr ach die Freude der Kinder an ihren Puppen. Im Germanischen Museum zu Nürnberg bewahrt man eine Sammlung kleiner Thonpüppchen in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, die in Nürnberg unter dem Straußenflaster gefunden worden sind. Am Brusttheile hat jedes eine Vertiefung zur Aufnahme des Pfaffenpfennigs.

Auch die Kinder der Naturvölker spielen mit Puppen. Die Eskimo-Mädchen erhalten aus Walrohzähnen geschnitzte Figürchen, die mit Fellen bekleidet sind. Originelle Puppen verfertigen sich die Kinder der Ostjaken. Sie schnitzen dieselben selbst aus Holz und bilden den Kopf aus einem — Entenschnabel. Das Bekleidchen imitirt die landesübliche Frauentracht. Auch aus Schwammschnäbeln werden Puppen geschnitzt.

Die Negerkinder in Sansibar haben Puppen aus Palmstroh; die kleinen Töchter der Schwarzen in Zentral-Afrika stellen sich die ihren aus alten Flaschen her, schmücken dieselben mit Perlen und tragen sie dann, wie die Negermutter ihr Kindchen, quer über den Rücken gebunden.

Eine ähnliche Verbreitung hatten und haben noch heute die anderen Spielsachen. Die Kinderklapper soll von einem Griechen Archylos erfunden sein, sie war sowohl den Römern wie den germanischen Völkern bekannt. Die Kinder der alten Römer erhielten sie am Tage der Namengebung und trugen sie an einem Schnürchen um den Hals. Die germanische Kinderklapper bestand aus zwei birnenförmigen, aneinander gebundenen Thonhohlfugeln, in denen sich kleine Steinchen befanden. Daß die Schnitzbildchen der Pferde, Schweine und Hunde dem alten Europa ebenfalls zum Spielzeug dienten, beweisen zahlreiche Gräberfunde.

Die Spielwaaren der Chinesen und Japaner entsprechen vielfach den unserigen, manche findet man im himmlischen Reiche sogar in noch großartigerer Ausführung wieder, so z. B. den Papierdrachen und den Kreisel. Das Steckenpferd und die am Stäbchen sich drehende Windmühle sind gleichfalls chinesischer Herkunft, waren in Deutschland aber, wie aus alten Bildern ersichtlich, schon im sechzehnten Jahrhundert bekannt.

Das Murrenspiel dient auch den Kindern der Polynesier als Zeitvertreib, ebenso ist das Ball-schlagen ziemlich über die ganze Welt verbreitet. Perser, Türken und Araber vergnügten sich schon im Mittelalter mit dem „Schlagball“, von ihnen sollen die Ritter des deutschen Hauses zu Jerusalem den Sport erlernt und dann nach dem Abendland überbracht haben.

Ebenfalls dem Orient gehört unser guter, alter Hampelmann; als „Zappelpuppe“ belustigt er schon seit Jahrhunderten die Kinder der Eingeborenen von Südindien.

Originelles Spielzeug verfertigt sich die Jugend der Naturvölker.

Die Betschuanen-Knaben verstehen es ausgezeichnet, kleine irdene Figuren von Kindern und anderen Thieren herzustellen. Bei den Berabra-Kindern sah der Afrikareisende Hartmann Nachahmungen der Gespensterheuschrecke, die aus je einem gestreckten Reißigstück und zwei Taubenfedern gebildet wurden. Wenn diese Sprengsel, vom Winde getrieben, über den Grasboden hüpfen, sehen sie ihrem Urbild täuschend ähnlich. Die Watamba-Negerkinder in Ost-Afrika unterhalten sich am liebsten mit Beck- und Berstelspiel. Die Knaben amüsiren sich damit, einen Sorghumhalm in der Asche zu erhizen und ihn dann auf einen Stein zu schlagen, wo er mit lautem Knall zerplatzt.

Ein außerordentlich spiellustiges Völkchen sind

die Vasuto-Neger, ihre Jungen verfertigen sich Schild und Speer und führen im Felde ganze Fechtübungen auf. Ebenso üben sie sich im Schleudern von Wurfspeeren und sind kleine Künstler im Modellieren von Tonfiguren. Die Mädchen unterhalten sich ähnlich wie die unseren mit Seilspringen, Ringeltänzen und Sandbäcken. Sie sind sehr geschickt im Formen von Töpfen und richten sich richtige Hütten von Kraut und Zweigen ein. Auch die Kinder der Austral-Neger kennen den Reigentanz, Versteck und Haschen. Sie zeigen sich, nach Dr. Jung, beim Spiel von überprüfender Lebenslust. Wenn sie spielen, „ist ein Kreischen und Lachen, daß der ganze Kraal widerhallt. Während des Spiels sehen die Alten zu und geben ihrer unverhohlenen Freude häufig ebenso lauten Ausdruck, wie die wilden Sprößlinge.“

Hat das Kinderspiel so einerseits gewissermaßen internationalen Charakter, so besitzt es andererseits auch wieder nationale Eigenschaften. Die geistige und moralische Individualität der Völker prägt sich darin aus. Was die Alten treiben, spielen die Jungen, ein Beweis mehr für die Nachahmungssucht, die schließlich jedem Spiele zu Grunde liegt.

So sind z. B. die Spiele der Chinesenkinder durchzogen von dem Schachergeist, der Grausamkeit und dem Artistenthum, das dem ganzen Volke innewohnt. Mädchenspiele kennt der Chinese überhaupt nicht. Die strenge Abgeschlossenheit, in der das weibliche Geschlecht aufwächst, die entsetzlichen Qualen, die es durch die Verstümmelung der Füße erdulden muß, lassen die Lust zum frohen Umhertummeln garnicht aufkommen. Der Spielplatz der Knaben ist dagegen der Dorfanger. Hier üben sie ihre Jongleurkünste, bei denen die Erwachsenen die Zuschauer bilden, hier „halten sie Pseudhaus“ und schachern in offenen Buden. Kein Chinesenjunge macht sich ein Gewissen daraus, seinen Spielgefährten etwas abzugammern, ebenso skrupellos begehrt er die empfindlichsten Thierquälereien, kein Insekt ist vor seinen Brutalitäten sicher. Leibesübungen, die irgend welche Kraft erfordern, sind ihm fremd, dafür leistet er aber wieder Besonders in allen Artistenstücken. Theaterpiel, Drachensteigen, Federball und ähnliche Sachen bilden einen Haupttheil seiner Zerstreuungen.

Ganz anders die Kinder der Japaner. In ihren Spielen liegt Geist. Sie geben ihre Kindergesellschaften und laden die Gäste nach vorgeschriebenen Formen ein. Als Unterhaltung dienen Aufführungen, deren Inhalt dem wirklichen Leben abgelautet ist. Hochzeiten, Beiräthnisse, Gasmähler usw. werden von den Kleinen mit großem Geschick mimisch dargestellt.

Die Indianerkinder amüsieren sich wie ihre Väter am liebsten mit Fischfang und Jagd. Sie sind sehr lebenswürdige Gesellschafter und selten nur stört ein Streit ihr fröhliches Spiel.

Bei den Motu, einem Stamm in Neu-Guinea, fertigen sich die Knaben Windmühlen aus Kokosblättern, fliegende Blasen und Kreisel, doch üben sie sich nebenher im Speerwerfen, Schwimmen und allerlei Jagdspiele.

Die Vasutos besitzen das musikalische Temperament der Neger in ausgeprägter Weise, sie begleiten ihre sämtlichen Spiele mit hellem Gesang. Ebenso tritt die angeborene Mutterzärtlichkeit der schwarzen Rasse in der innigen Liebe zu Tage, die das Negermädchen seiner primitiven Puppe entgegenbringt.

Der Orient bevorzugt das Würfelspiel in seinen verschiedenen Variationen, auch in Italien sind die Knetel und Würfel sehr beliebt. Außerdem kultiviert die italienische Jugend mit Vorliebe das „Banditen-spiel“. Die Räuberbanden ihrer engeren Heimath dienen ihnen dabei als wenig empfehlenswerthes Vorbild.

In Piemont kennt man ein Kinderspiel, das die Brautwerbung der Piemontesen in genauester Kopie wiedergibt und in der Form unseres: „Es kommen drei Herren aus Mohrenland, schönste Antjeduse“ ziemlich ähnlich ist.

Bei jenen Völkern, die durch ihre natürliche Veranlagung in der Ethnographie als „Reitervölker“ registriert, findet man wieder die alten Knie- und Reiterliedchen in den mannigfachen Variationen. So ist z. B. unser „Schode, schode Reiterlein“ in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien

bekannt. Läßt die Kulturwelt indessen den Knaben zunächst auf dem Knie seine Reiterversuche machen, so setzen milder zivilisirte Völker, wie Beduinen, Araber, Kirgisen usw., das Kind schon auf das Ross, bevor es gehen kann.

Zum Schluß noch ein Beispiel für die Nationalisirung des Kinderspiels, das uns Allen täglich vor Augen steht. Das deutsche Mädchen kopirt am liebsten die sorgende Mutter, die umsichtige Hausfrau, der deutsche Knabe dagegen, speziell der preussisch-deutsche, der Sohn des Militärstaats, er kennt kein höheres Vergnügen, als das Soldatenspiel. Helm und Degen bilden die Prunkstücke auf seinem Geburtstags- oder Weihnachtstisch.

Ist das Kinderspiel so gewissermaßen ein Spiegel für die jeweilige Geistesrichtung eines Volkes, so hat es andererseits auch wieder kulturhistorischen Werth. Längst vergangene Tage, deren Denken und Fühlen, Handeln und Wandeln lange vergessen ist, erwachen im Spiele der Kinder zu neuem Leben. Nichts ist so konservativ wie die Jugend; ohne dickeibige Folianten zu studiren, ohne auch nur zu wissen, was sie sich vor Jahrtausenden begab, spielt sie noch heute dieselben Spiele, die schon unsere Voreltern in der Urheimath des Menschengeschlechts erfreuten.

So findet man z. B. die Nachklänge uralter Nymphenlieder in jenen Verschen, mit denen der deutsche Bauernjunge im Frühling seine Weidenpfeife schneidet. Wenn er da ruft:

Zapf, zapf Pfeife!
Auf dem Mähledeiche
Steht ein Mann,
Der heißt Johann,
Der hat so rothe Strümpfe an.

so ist das noch ein direkter Hinweis auf den rothstrümpfigen Wassermann, der den Mählbach schwellt und wegen bringt, sobald man ihn mit der Pfeife lockt.

Noch älter als diese Reime müssen die Verschen und Sprüche sein, mit denen die Kinderwelt die Thiere in Feld und Haide ruft. Man findet sie in beinahe gleicher Form bei den verschiedensten europäischen Völkern; daß das eine sie vom anderen erlernte, ist unmöglich, da sie, obzwar dem Sinne nach ähnlich, doch auch wieder nationale, besonders sprachliche Eigentümlichkeiten aufweisen. Sie sind also entschieden aus der Urheimath herübergerettet.

Ruft das deutsche Kind dem Matkäfer und Johannswürmchen zu:

„Matkäfer, siegel!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Engelland,
Engelland ist abgebrannt,
Matkäfer, siegel!“

so mahnt der kleine Engländer:

„Frauenvöglein (Ladybird), flieg nach Haus,
Dein Haus steht in Flammen,
Deine Kinder sind todt!“

Der Zigeuner bittet:

„Marienwürmchen gläh!
Wir haben nicht Schweine, wir haben nicht Kuh;
Marienwürmchen, sei uns hold
Und verbrenne rasch zu Gold.
Kauf uns dann eine Kuh und ein Schwein,
Laden zum Schmause Dein Kindchen auch ein.“

Unser Schneckenlied, „Schnecke, Pumpe, steh Deine sieben Hörner raus“, ist sowohl den Italienern und Engländern, als auch den Polen geläufig. Ebenso muß das reizend melodische Kinderlied: „Mariechen saß auf einem Stein und kämte sich ihr blondes Haar“, sehr alter Herkunft sein. Man findet es nach Tendenz und Inhalt wieder in der altenglischen „Ballade von der nubraunen Brant und der blonden Nannett“. Auch das schottische „Lieb' Wilhelm und schön' Gretchen“ erinnert daran.

Ebenfalls sehr alt sind unsere Fingerliedchen und Zählreime, auch die Tanzlieder blicken auf eine hohe Vergangenheit zurück. Wenn sich Jungfrauen und Jünglinge des Mittelalters zum Reigen unter der Linde zusammenfanden, hielten sie eine Guirlande von Blumen, die von Hand zu Hand lief. In der Schweiz flechten die Kinder noch jetzt eine Kette von Löwenzahnstengeln, halten sich daran und singen:

„Tretet uf das gettemli,
Daß es soll erklingele,
Wer die schönste Juffer si
I dem ganze Ringele.“

Eben dahin gehört unser „Ringel, Ringel, Rosenkranz“, das offenbar noch auf ehemalige Frühlings-spiele zurückzuführen ist. Von deutschen Kinder-spielen aus älterer Zeit haben wir zwei sehr ausführliche Verzeichnisse in einem mittelhochdeutschen Gedicht: „Die Tugenden Schach“ und in Fischarts „Gargantuar“, die beide dem sechzehnten Jahrhundert entstammten. Da wird schon erwähnt „Die blinde Kuh“ oder „Blinzen-maus“, das Hasen- oder Topfschlagen, Kämmerchen vermieten (Zwei Sprachen: der Platz ist mein), Versteckspiel usw. „Fuchs im Loch“ erwähnt Fischart als „Wolf, beiß mich nicht!“ „Der Abt ist nicht zu Hause“ wird von ihm unter dem Namen „Der Abt und seine Brüder“ angeführt. Auch unser „Pinte, ank, wo steck der Schrank, unten oder oben?“ sowie das „Klufeln“ mit Marmorkügelchen, das Holzprellen und Räthselräthen diente den Kindern jener entlegenen Tage zu fröhlicher Unterhaltung. Eins unserer hübschesten Räthsel von Schnee und Sonne stammt noch aus dieser Zeit, es ist das altbekannte:

Es kam ein Vogel federlos,
Saß auf dem Baume blattlos,
Da kam die Junger mundlos,
Frag den Vogel federlos.

In lateinischer Fassung findet es sich bereits in einer Reichenauer Handschrift aus dem Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Auf ein noch höheres Alter sieht das Berliner Fasseln oder Faseln zurück, es ist nichts Geringeres, als ein Nachklang des klassischen Astragal-spiels, nur daß die Kinder bei uns die Steinchen statt der Knöchel benutzen. Bei Wernigerode im Harz sind die letzteren noch heute im Gebrauch. In den märkischen Dörfern kennt man das Spiel als „Grapschen“ oder „Grapsch-Stein.“

In der neuesten Zeit hat das Kinderspiel viel von seinen alten intimen Reizen verloren. Das Leben der Großstädte hat sie vernichtet, wie es so Vieles vernichtet hat. Das Wort: „Wir haben keine Kinder mehr“, ist ein stehendes geworden und hat leider — nur allzu Recht. Nein, „wir haben keine Kinder mehr“, weil wir nämlich selbst nicht mehr kindlich denken und fühlen können, weil wir blasirte Fin de siècle-Menschen sind. Die Kinder spielen, was die Alten leben: laßt uns selbst wieder an Herz und Geist zu Kindern werden, und wir werden auch wieder Kinder haben, Kinder, die spielen können, die sich freuen und tummeln in lebensfrischer übersäumender Jugendlust.

— Bu unserem Bilde. —

Portrait des Wehgers K. Wir haben unseren Lesern in letzter Zeit genug Stoffe ersten Inhalts geboten, als daß wir ihnen heute zur Abwechslung nicht einmal ein Bild voll köstlichsten Humors vorführen sollten.

Und sprächen die Jüge unseres Wehgermeisters nicht für sich selbst, der Name Ed. Harburger's, des weltbekannten Mitarbeiters der „Fliegenden Blätter“, des Schöpfers unzähliger komischer Typen aus dem Volksleben, böte uns Gewähr dafür, daß unsere Lachmuskeln in Bewegung gerathen werden.

Und welche prächtige Realistik, die der Künstler, wie in allen seinen Gestalten, auch in diesem Kopfe wieder an den Tag legt! Oder wem ginge es nicht wie mir, daß er nach diesem Konterfei Herrn K. leibhaftig vor sich sähe? Ja, ich möchte sogar darauf schwören, daß ich mit ihm schon mehr als einmal in derselben Kneipe am selben Viertische gesessen habe. Schwören? Ich erinnere mich jetzt sogar ganz deutlich, wie ich mir längst vor Lachen den Bauch gehalten, als ich den pustenden und prustenden Herrn Innungsmeister unter donnernden Faustschlägen die unabweisliche Nothwendigkeit einer Flottenvermehrung beweisen hörte.

Und wie er dann über den letzten großen Streit Herzog und über die verwünschte Nothe der Umfürzler, die er vor Wuth am liebsten gleich mit unter seine Wurst hacken möchte!

Und wie ich ihm dann nedisch über den Tisch zurief: „Also mich auch, Herr Innungsmeister?“ da riß er blos seine Augen auf und glogte mich voll Humoren Erstaunens so ungläubig an, wie just auf unserem Bilde.

Aber ich trank ihm nur lachend meine frische Blume zu und sagte: „Prosit und auf ein gutes, nächstes Schlachtfest, wenn ich es vielleicht auch nicht mehr mit erleben soll.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.